

Von wegen Rezept und tschüss

Andrea Ibing redet viel. Muss erklären, was Zucker heißt oder Herpes und Gicht. Aber oft hört sie auch einfach nur geduldig zu. Streichelt die Seele, wenn vor ihr ein Herz blutet. Sie ist eine Hausärztin, der ihre Patienten seit über 30 Jahren vertrauen. Sie weiß: Die wichtigste Antwort auf eine Krankheit ist immer das Leben, das man lebt.

TEXT MICHAEL SCHOPHAUS
FOTOS SVEN CREUTZMANN

Sie kann nicht anders als helfen. Helfen ist ihr Beruf. Das kleine Mädchen scheint es zu spüren. Keine Spur von Angst, es lässt sich vertrauensvoll abtasten. Oft bückt sich Andrea Ibing herunter, um mit Kindern auf Augenhöhe zu sprechen.

Rothenburgsort ist ein Arbeiterviertel. Im Schnitt verdient man hier 18.000 Euro im Jahr. Die Hausärztin kennt viele Familien, ihre Sorgen, legt Pflaster auf die Seelen. Sie mag die stolze Aufrichtigkeit der Gegend. Man redet knapp, aber ehrlich.



Es ist ein Uhr Mittag, als sie vom Hausbesuch kommt. Sie war kurz außer der Reihe um die Ecke, ein Trinker, dem vielleicht die Leber stirbt. Andrea Ibing kennt ihn lange, sie nimmt sich Zeit, so oft sie kann. Sein Zustand geht ihr nahe. War wohl das eine Bier zu viel.

Jetzt hastet sie mit ihrem speckigen Arztkoffer durch den Hausflur, guckt auf die Uhr, muss zurück in die Praxis. Das Wartezimmer ist gleich wieder voll.

Vor dem Fahrstuhl steht eine Mutter, ihre Tochter wimmert im Buggy. Sie hat keinen Termin, aber ihr Kind hat sich brüllend durch die letzte Nacht gefiebert. 40 Grad, sagt die Mutter, schlimmer Husten, sie weint.

Ich guck es mir mal an, sagt Andrea Ibing. Macht ihr die Tür auf. Sie kann nicht anders als helfen. Helfen ist ihr Beruf.

Die Praxisräume sind hell, freundlich, sie haben so gar nichts mit Krankheit zu tun. Kinder bollern Spielzeugautos gegen die Wände, auf denen Rapsfelder und eine bunte Weltkarte leuchten. Es wuselt, es lärmt, aber die Mitarbeiter machen nette Sprüche, die auch mal laut werden. Hilft ja nix, der Laden muss laufen. Andrea Ibing behandelt häufig einen Klempner, der weg von den Drogen will. Er repariert die Wasserhähne, wenn sie tropfen.

Sie mag die Menschen, die zu ihr kommen, und die Bodenständigkeit der Gegend. In Rothenburgsort quatscht keiner nur blöd rum. Das halbe Viertel war schon bei ihr. In meiner Dorfpraxis, wie sie sagt. Dabei sind es nur ein paar Kilometer über die Elbbrücke zur Innenstadt von Hamburg. Man redet knapp, aber ehrlich. Oft auch ein wenig rau, und manchmal will eine alte Frau, die ihre Einsamkeit quält, nicht über den hohen Zucker sprechen. Sondern darüber, dass sich der Sohn nicht mehr meldet. Andrea Ibing hört ihr zu.

Vor ihr sitzt ein Kerl wie ein Baum. Alt werden ist Scheiße, sagt er. Beim Röntgen wurde Kalk in der Bauchorta entdeckt. Die Ärztin erklärt ihm das Prinzip verstopfter Adern an einem Wasserschlauch. Rauchen Sie noch? Nee, nee. Sie reden über seinen Beruf, er ist Schlosser. Geht echt auf die Knochen, sagt er, jedes Bücken tut weh. Keiner will sehen, wie ich die Socken ausziehe. Er fragt nicht nach einem Krankenschein. Hab Angst um meinen Job, sagt er.

Jeden Donnerstag besucht sie das Altersheim an der Billwerder Bucht. Es liegt an der Elbe. Ihrem Patienten auf dem Bild fällt das Gehen immer schwerer. Vom Fenster schaut er auf den Fluss, auf dem er 50 Jahre als Schiffer gearbeitet hat. Gucken ist besser als Fernsehen, sagt er.



Ohne ihren Arztkoffer geht sie niemals los. Da drin ist alles, was man für eine Untersuchung braucht. Als sie damit mal an einer Baustelle vorbeikam, rief ein Arbeiter: Na, Mädels, alles verkauft?

Da hinten bei Aldi fing alles an. Ein paar Häuser weiter, links die Straße runter. Ist mehr als 30 Jahre her. Zweiter Stock, kein Aufzug. Alle, die es nicht bis oben schafften, besuchte sie zuhause. Sie ist jetzt Hausärztin und ihre erste, eigene Praxis macht sie sehr glücklich. Doch bis heute wundert sie sich über ihren Mut. Über meinen Größenwahn, sagt sie, als Mutter von drei jungen Töchtern an diesem fremden Ort zu praktizieren. Und dann das viele Geld für die Einrichtung.

Außerdem platzte gerade ein großer Traum. Ihr Leben lang wollte sie Kinderärztin werden, das spürte sie schon im Studium. Doch als ihre eigenen Kinder kamen, durfte sie nicht bloß halb-

tags in der Kinderklinik arbeiten. Was für eine arbeitgeberische Fiesigkeit, sagt sie.

Nur wenig später arbeitete sie dann rund um die Uhr. Weil sie einen Mann hat, der sie im Alltag unterstützt, mit der Familie. Eine Hausärztin muss fast immer erreichbar sein. Sie muss Fieber senken, merken, wenn der Kreislauf stottert, Wunden nähen. Sie muss Krankheiten früh erkennen, wissen, wie man Schmerz lindert und Hautkrebs entdeckt. Sie muss wissen, was gegen Stress, Heuschnupfen, Depression oder Blasenschwäche hilft.

Eine Hausärztin hilft Frauen, wenn sie schwanger sind. Sie begleitet Menschen in den Tod. Es gibt kaum etwas, das sie in der Medizin nicht kennen muss. Sie darf aber keine entrückte Expertin sein,

die sich hinter ihrem Latein versteckt. Sie muss die Menschen lieben, sie wichtig nehmen und in die Knie gehen, damit sie kranken Kindern in die Augen gucken kann. Sie muss ein Pflaster auf die Seele legen, wenn vor ihr ein trauriges Herz blutet.

Das alles lernte sie, als sie ihre Praxis in Rothenburgsort eröffnete. Sie ist vorher selten dort gewesen, obwohl sie in Hamburg wohnt, und sie ahnt, dass sie diese Gegend nicht geschenkt bekommt. Sie muss sich das Vertrauen der Menschen erarbeiten, ihre Ängste begreifen, und dass man hier nur die Sprache von schnörkelloser Redlichkeit versteht. Keiner will so genau wissen, was eine doppelte Plättchenhemmung im Blut bewirkt oder eine thorakolumbale Skoliose ist. Oft heißt es nur: Frau Doktor, ich hab schlimm Rücken, meine Pumpe spinnt. Mir ist so flau im Kopf.

Dann ist sie einfach da. Schielt nicht auf den nächsten Termin. Hört geduldig zu, dreht den Bildschirm ihres Computers weg und drückt auch mal auf alte Narben, um das Leid eines Menschen zu ertasten. Sie redet, sie schweigt. Sie will verstehen. Die wichtigste Antwort auf eine Krankheit ist immer das Leben, das man lebt.

Eine kleinwüchsige Frau klettert mühsam auf den Stuhl. Rote Haare, blaue Spitzen. Frau Doktor lässt sie machen. Man kennt sich, sehr lange. Hab Kopfschmerzen, Rücken, Nacken und Bauch, sagt sie. Aber sonst geht's mir gut. Sie zeigt ein Bild, vom Patenkind gemalt. Was mit Pferden drauf. Bescheuerte Hand, die ständig einschläft. Sie würde so gern wieder Kreuzworträtsel machen können. Sie reden, lachen viel. Dann schreibt ihr die Ärztin ein Mittel auf.

Eigentlich wollte Andrea Ibing schon immer ein wenig die Welt verbessern. Sie hinterfragte gern Dinge, die nie anders waren, mischte sich als Schulsprecherin ihrer Penne ein, wenn sie ein Unrecht witterte. Sie übersprang die neunte Klasse, als der Lehrer merkte, wie stark sie sich langweilte. Machte ihr Abi mit Einkommasechs, na ja, Musik war nix, der Rest lief so nebenher. Manche meinten, wirst doch nur Ärztin, weil du so gut in der Schule warst. Meine Note hat es zumindest nicht verhindert, antwortet sie dann mit einem Lächeln.

Sie ging für den Frieden auf die Straße, als sie in Tübingen zuerst Philosophie studierte. Hörte noch bei Ernst Bloch rein, bevor er starb. Der alte Mann faszinierte sie, zeigte im Hörsaal neue Wege auf

und öffnete Scheuklappen beim Denken. Sein Prinzip Hoffnung, das ihn berühmt machte, gilt für sie bis heute. Dann begann sie mit Medizin in Mainz. Lern-te dort den Mann kennen, der auch Arzt und Jahre danach zum Vater ihrer Kinder wird. Sie fangen sich sorgfältig auf, ergänzen sich. Wenn sie die Bude streichen, macht sie die Wände und er die Ecken.

Vater und Sohn, der Mann ist sehr dick. Das Atmen tut ihm weh. Ich krieg den Husten nicht raus, sagt er. Selbst rauchen macht keinen Spaß mehr. Dann lassen Sie es, ruft sie. Sie drücken auf mein Gewissen, sagt der Mann. Sie fragt den Sohn: Findest du es gut, dass Papa raucht? Der Junge schweigt. Darfst es nicht sagen, oder? Bei uns zu Hause ist Demokratie, meint der Vater. Er spricht mit russischem Akzent.

Eine lange, dichte Reise prägte ihr weiteres Leben. Sie geht für sechs Monate mit einer Freundin nach Cali in Kolumbien, um in einem Krankenhaus zu famulieren. War gefühlt wie auswandern, sagt sie. Ein hitziges Land, das mit Werten fremdelt und oft bloß das Recht des Stärkeren kennt. Sie kriegt mit, was Korruption bedeutet. Wie man heimlich mit Kaugummi Geldscheine in Pässe klebt, um das Visum zu verlängern. Sie sieht großes Elend, erlebt Armut und Mangel bei Menschen, die sich Kranksein nicht leisten können.

Später in Rothenburgsort muss sie oft an diese Zeit denken, die sie geerdet hat. Das hier ist zwar keine Dritte Welt, aber es gibt auch Menschen, die kaum Geld für Medikamente haben. Für gutes Essen, für ein gutes Leben. Die ihren Kummer manchmal im Schnaps ertränken, mit Drogen betäuben und hoffen, dass Hartz IV weiterläuft. Im Schnitt verdient man hier 18.000 Euro im Jahr. Arme Leute werden eher krank, sagt sie, weil sie weniger heizen und sich meist schlecht ernähren. Hamburgs roter Osten, stand mal in der Zeitung.

Aber dann ist da auch dieser stolze Drang zur Selbsterhaltung, der das Arbeiterviertel vereint. Weil es eine grausame Geschichte geprägt hat, die fast jede Familie der 9.000 Einwohner bis heute betrifft. In der Nacht zum 28. Juli 1943 schlagen im Hafen britische Bomben ein, Hamburg brennt, und ein Feuersturm wälzt in Rothenburgsort fast alles nieder. Man zieht verdorrte Leichen aus den Kellern, jämmerlich erstickt. Andere werden vom Heizungswasser verbrüht, das aus den Rohren der Häuser schießt. Verglühen im flüssigen Asphalt der Stra-



Auf ihrer Runde durch Rothenburgsort trifft Andrea Ibing vor allem ältere Menschen, die es nicht mehr in die Praxis schaffen. Sie geht vom Schlaganfall zum Parkinson, von der Angina pectoris zur Thrombose. Sie nimmt sich Zeit, schnackt über das Früher und hat für jeden ein gutes Wort.

ße und springen als lebende Fackeln in die Flote. Kein Stein bleibt auf dem anderen, es ist eine Nacht, die keiner vergisst.

Wie oft hat sie von weinenden Greisen gehört, die diese Nacht erlebten und oft schlecht träumen lässt. Diese Hölle vererbt sich durch Straßen, die nichts für ihren Abstieg können. Früher herrschte dort Wohlstand, weil man Hamburg mit Wasser versorgte und es große Fabriken gab. Vier Generationen kennt die Ärztin mittlerweile, kennt die Enkel, die nicht mit dem Opa können. Kennt junge Mädchen, die sich auf dem Schulhof kloppen und danach vergeblich versuchen, sich bei ihr von der Sportstunde zu befreien. Kennt den Rentner, der immer nur motzt, den Bäcker mit dem billigen Brot. Kennt den, der den kennt, der alles besser weiß.

Sie passt hier gut hin, das merkt gleich jeder. Mit ihrer Disziplin, der Akribie, dem großen Wissen und dieser still gewachsenen Liebe zu Menschen, die viel mehr für sie sind, als dass sie nur ihre AOK-Karte durch den Datenleser ziehen.

Sie hört zu, wägt ab, warnt und lobt und schmeißt keinen raus, weil er länger als zehn Minuten im Behandlungszimmer sitzt. Schickt bloß mal zu eilig ein Kind ins Krankenhaus, damit man ihm die Mandeln entfernt. Am nächsten Tag weiß es der halbe Markt, an dem sie seit sieben Jahren ihre neue Praxis hat. Hohes Klatschpotenzial, sagt sie und schmunzelt.

Eine Mutter kommt. Hektisch, laut. Ich bin von Beruf Mutter, sagt sie, Andrea Ibing kennt die ganze Familie. Sie redet von ihren Kindern, über die Sorgen. Spricht über ihren Mann, der sich den Arm gebrochen hat. Über Geldprobleme, über ihre Ehe. Kann nicht mehr schlafen, alles Mist gerade. Und wo bleiben Sie, fragt die Ärztin. Sie misst ihren Blutdruck. Viel zu hoch, natürlich. Dann greift sich die Mutter ins Bauchfett, zu dick, meint sie. Das ist für Schönheitschirurgen, die anders abrechnen als ich, sagt Andrea Ibing.

Die Praxis wird nicht leerer an diesem späten Nachmittag. Ein Baby, das sich beim Impfen an die jungen Eltern klammert. Ein bauchiger Mann, der wegen seines Cholesterinspiegels kommt, aber doch nur über den Krebstod seines Bruders sprechen will. Eine alte Frau, die kein Glas mehr öffnen kann, weil ihre Hände seit ein paar Wochen taub sind. Ein Taxifahrer, dem das Gepäck der Gäste immer schwerer wird. Ein Türke, der im Ramadan zu

wenig getrunken und jetzt Schmerzen an den Nieren hat. Trinken, sagt sie, trinken, mindestens zwei Liter am Tag, und weiß: Sie vergisst es ja auch allzu oft selbst.

Es ist ein Tag, der nicht endet. Laut, leise. Zaghaft, poltrig, jeder ist anders, sagt sie. Kein Platz frei, aber niemand beschwert sich. Sollte es Ärger geben, würde bestimmt so manch echter Kerl für Frau Doktor aufstehen und ihre Leute in Schutz nehmen. Oft ist es so, dass jemand richtig krank ist und doch nie auf wichtig machen würde. Eines Tages sitzt ein netter, älterer Herr im Wartezimmer, der keinem zur Last fallen will. Er schweigt, lächelt, bis er sich stöhnend an die Brust fasst. Herzinfarkt. Alle kümmern sich nur noch um ihn, bis der Krankenwagen da ist.

Dazwischen kommt immer mal eine aufgeplatzte Lippe rein. Der umgeknickte Fuß, das Aua im Bauch. Besoffene, die auf dem Markplatz einen Schnaps zu viel hatten. Keiner wird abgewiesen, auch wenn die Hütte noch so voll ist. Ich brauch das Labor, ruft sie im strengen Schwäbisch durch den Flur, weil sie einem kleinen Jungen eine Blutprobe abnehmen will. Er kriegt nichts mehr runter. Bloß Bananen, Weißbrot, so ein matschiges Zeug. Sie wirbelt weiter durch den frühen Abend. Es wird heute wohl noch lange gehen.

Eine Frau, um die 50. Gut gekleidet. Sie sind die Ärztin meines Vertrauens, sagt sie. Das hab ich nun davon, meint Andrea Ibing. Was kann ich tun? Ich hänge durch, sagt die Frau. Mache Fehler, buche falsche Flüge und verdrehe wichtige Telefonnummern. Schlecht fürs Geschäft. Sie redet von der Kindheit, hört nicht mehr auf. Ich wurde abgegeben, sagt sie, ihre Eltern waren drogenabhängig. Sie war auch in der Schule nie bei der Sache, als ADHS noch Zappelphilipp hieß. Kommt jetzt alles hoch. Sie weiß nicht, ob ihre Mutter während der Schwangerschaft Alkohol getrunken hat. Kann sie auch nicht mehr fragen. Andrea Ibing schlägt eine Psychotherapie vor. Es geht nicht um Schuld, sagt sie, es geht um Selbsterkenntnis.

Vor einiger Zeit traf sie ein paar junge Leute, die Medizin studierten. Sie wollten sehen, was eine Hausärztin den ganzen Tag macht. Erst drucksten sie so komisch herum, dann meinte einer, dass sie ja doch nur krankschreibt und irgendwohin überweist. Als sie wieder gehen, ist nicht mehr viel übrig vom Bild, das ihnen die Uni vermittelt. Sie haben gese-



Die Beine wollen nicht mehr, der Tribut an ein hartes Arbeitsleben. Die Menschen hier jammern nicht, sie nehmen die Dinge, wie sie sind. Die Ärztin muss ihre Ängste, ihre Schmerzen jeden Tag neu begreifen. Und manchmal blutet ihnen auch das Herz.

Oft ist es rasselvoll. Niemand wird abgewiesen, es wuselt und lärmt, aber kaum einer meckert, wenn es im Wartezimmer mal etwas länger dauert. Andrea Ibing liebt ihre Dorfpraxis, wie sie gern sagt. Dabei sind es nur ein paar Kilometer über die Brücke bis ins Zentrum von Hamburg.

hen, dass es nicht nur um Grippe, Hühnerauge oder Muttermale geht. Von wegen Rezept und tschüss.

Stattdessen haben sie diese Verantwortung gespürt, Symptome richtig zu deuten. Eine Hausärztin wie Andrea Ibing kann auf das Vertrauen ihrer Patienten zählen. Sie baut ihre soziale Kompetenz darauf auf, sie darf es nicht verletzen. Sie braucht auch keinen Tunnelblick wie die Kollegen Experten, der reicht schließlich nur selten bis ins Herz.

Doch es gibt immer weniger Hausärzte in Deutschland, im vergangenen Jahr waren es 54.000. In zwölf Jahren werden vermutlich über 10.000 fehlen. Kaum jemand will in die Provinz. Kaum jemand aufs Land und das Risiko einer Selbstständigkeit tragen. Nur noch knapp 15 Prozent der Medizinstudenten wollen praktische Ärzte werden. Unfallchirurg oder Hubschraubernotarzt klingt da schon aufregender.

Andrea Ibing guckt auf ihren Bildschirm. Die Blutwerte sind gut, sagt sie. Aber die junge Frau hört kaum zu, sie redet und redet. Irgendwie läuft das Leben an mir vorbei, klagt sie. Der Psychologe riet ihr: Sie brauchen einen Mann. Du alter Kerl, hat sie nur gedacht, zu dir komme ich nie wieder. Sie ist immer traurig. Im Job macht sie Witze, aber abends auf der Couch geht dem Lachsack die Luft aus. Ihre Mutter sagt: Du musst deine Mitte finden. Das glaube ich auch, sagt Andrea Ibing. Sie sprechen noch lange.

Jeden Donnerstagmorgen fährt sie zum Altenwohnheim an der Billwerder Bucht. Es liegt an der Elbe, nur ein paar Minuten mit dem Auto von der Praxis entfernt. Ein schwerer Anker liegt vorm Eingang, im Garten stehen Strandkörbe. Die meisten Bewohner haben ihr Leben lang am Wasser gelebt. Einige werden auch am Wasser sterben.

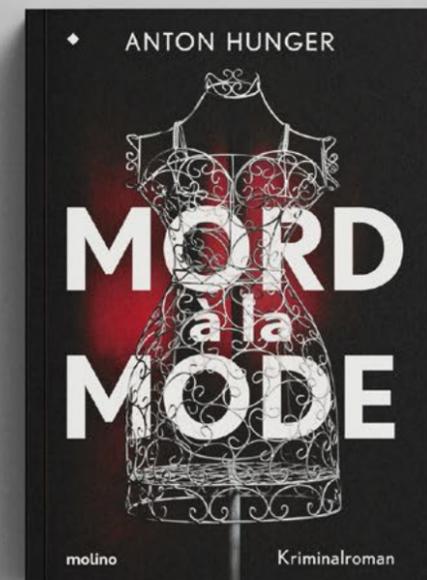
Man freut sich auf sie. Jeder grüßt, lächelt sie an, will mit ihr reden. Eine wacklige, alte Dame schlurft heran und will wissen, ob sie Erdbeeren mag. Ist draußen noch Krieg? Sie flüstert, bevor sie weiter ins Vergessen schleicht.

Die Ärztin fegt mit wachem Blick durch die Gänge, es riecht nach Putzmitteln und aufgebrühtem Tee. Vorbei an Tafeln, die zu Bingo und Gottesdienst laden und den Speiseplan für die ganze Woche zeigen. Fast zu jedem Essen gibt es Kartoffelpüree. Sie geht ins Dienstzimmer, um sich den Laufzettel zu holen. Fange heute oben an, sagt sie und springt über die Treppen. →

✦

*Ein solches Buch,
das historische
Realität und literari-
sche Fiktion nahtlos
verbindet und auch
noch spannend er-
zählt ist, hat es in der
deutschen Literatur
schon lange nicht
mehr gegeben.*

Prof. Dr. Mario Andreotti
Dozent für Neuere Deutsche Literatur,
St. Gallen



Mord à la Mode

Kriminalroman. 320 Seiten
(DE) 24,00 Euro
20 x 13 cm, gebunden
ISBN 978-3-948696-37-5



Der Junge hat Halsschmerzen, mitten im Sommer. Kriegen wir wieder hin, sagt sie. Sie weiß, dass selbst eine schlichte Grippe für Kinder zur Katastrophe werden kann. Die Ärztin hat drei Töchter großgezogen.

REPORTAGE



Die Menschen in Rothenburgsort schätzen Andrea Ibing, ihre Disziplin, ihre Akribie, ihr Wissen und ihre Erfahrung. Sie fühlen jeden Tag, wie wichtig sie genommen werden. Und man hofft, dass sie noch lange bleibt.

→ Im Zimmer hinten rechts gab es einen Sturz, doch der alte Mann steht schon wieder. Gut so, lobt Andrea Ibing. Sie lacht und fühlt ihm seine Schulter auf dem Sofa ab. Dann guckt sie, wo sie heute noch helfen kann. Klopf an Türen, hinter denen es nicht immer eine Antwort gibt. Geht vom Schlaganfall zum Parkinson, von der Angina pectoris zur Thrombose und vergisst dabei nie, dass es Menschen sind, die Netze nach ihr auswerfen. Sie mit Geschichten fangen, mit ihr über ein langes Leben reden wollen. Es steht hier überall in den Regalen und trägt den stummen Staub früherer Tage. Fotos, die sie im Urlaub zeigen. Männer, die lange tot sind, bunte Bilder ihrer Enkel mit einem Herzchen drauf.

Durch das Fenster im Leseraum schimmert die Elbe. Ein zittriger Herr sitzt im Sessel und schaut schweigend auf den Fluss. Das da unten war seine Arbeit, jeden Tag. Er war 50 Jahre Schiffer. Harte Arbeit, sagt er. Schöne Arbeit. Sie hat ihn alt gemacht. Er kennt noch die Zeiten, als man die Boote an Tauen über Treidelpfade durchs Wasser schlepte.

Jetzt sitzt er hier, ist nicht mal 70, und sackt beim Gucken auf die Elbe tief in die Vergangenheit. Ist doch besser als Fernsehen, sagt er. Andrea Ibing nimmt sich einen Stuhl, obwohl die Zeit drängt. Lässt ihn erzählen. Träumen, erinnern. Sein Leben zurückholen. Dann fährt sie zurück in ihre Praxis, die nächsten Termine werden sich ein wenig verzögern.

Er kommt nicht mehr aus dem Quark, sagt die junge Frau. Ihr Freund hat zuhause die Vorhänge zugezogen. Will keinen mehr sehen, schafft auch die Treppen nicht mehr runter. Rauf schon gar nicht. Gottseidank, meint die Freundin, früher hat er sich zwei Flaschen Wodka am Tag besorgt. Hat mal fast eine Million geerbt und das Geld versoffen. Auch Drogen in die Venen gepumpt. Jetzt ist er seit einiger Zeit trocken. Andrea Ibing kommt oft zum Hausbesuch, sie will einen Rückfall verhindern und verschreibt ein Mittel, das die Schmerzen beim Entzug lindern soll. Die Freundin nimmt gerade Speed. Kein gutes Vorbild, sagt die Ärztin: Wissen Sie doch selbst, oder?

Ihre Stiefel liegen hinterm Schreibtisch, sie hat sich weiße Holzpantoffeln angezogen. Wieder gut was los. Ein Kind kann nicht schlucken, weil ihm die Speiseröhre brennt. Der kleine Türke ringt nach Luft, aber die Lunge ist frei. Sagt sie, als sie ihn abhört. Seine Mutter hat sich die Schutzmaske mit Nadeln am Kopftuch befestigt. Sie schläft kaum noch vor liebender Angst, hat vor Jahren ihre Tochter verloren. Wie sieht's denn mit Impfen aus, fragt die Ärztin. Spätestens im Herbst rollt die nächste Coronawelle heran. Sie selbst impft immer mittwochs. Danach können die Leute noch auf den Markt von Rothenburgsort gehen.

Nach drei Stunden schließt der Kummerkasten. Genug für heute, ein Tag, der irgendwie gütig verflog. Sie hat sogar häufig Wasser aus der Plastikflasche getrunken, die neben ihr steht. Damit mir nichts an die Nieren geht, ruft sie und lacht.

Nächsten Samstag fährt sie für zwei Wochen in Urlaub, mit dem Fahrrad durch Belgien. Habe bald Ferien, sie sagt es fast wie eine Entschuldigung. Mal einfach nicht da sein. Nicht mit der Krankenkasse streiten. Keinen Blutdruck erklären. Keine Seele streicheln. Einfach sie und ihr Mann. Er arbeitet ja auch so viel.

Sie freut sich. Brügge soll doch so schön sein.

Die letzte Patientin des Tages ist gerade gegangen. Ich mache leider Urlaub, hat Andrea Ibing ihr gesagt. ■

Das stärkste Gefühl, das man geben kann, ist immer noch das Wir-Gefühl.

Taycan Turbo und Taycan Turbo S. Soul, electrified.



Taycan Turbo: Stromverbrauch kombiniert in kWh/100 km: 26,0 (NEFZ); 23,6–20,2 (WLTP); CO₂-Emissionen kombiniert in g/km: 0 (NEFZ); 0 (WLTP); elektrische Reichweite in km: 435–507 (WLTP) · 537–630 (WLTP innerorts)
 Taycan Turbo S: Stromverbrauch kombiniert in kWh/100 km: 26,0 (NEFZ); 23,4–21,9 (WLTP); CO₂-Emissionen kombiniert in g/km: 0 (NEFZ); 0 (WLTP); elektrische Reichweite in km: 440–468 (WLTP) · 524–573 (WLTP innerorts)



PORSCHE